

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 25 (1841)

40 (5.10.1841)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-797693](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-797693)

Oldenburgischer Nekrolog.

(Fortsetzung)

Peter von Bohlen,

Dr. der Philosophie und Professor zc. zc.

(Fortsetzung)

»Der General Guiton war ein Mann in den Sechzigern, von starkem Körper und ungeschwächter Gesundheit; er hatte fast alle Feldzüge unter Napoleon mitgemacht und trug eine Menge von Narben auf seiner Brust, ehrenvoller als alle die Sterne, welche sein Kleid schmückten. Diese Narben und sein spärliches, schneeweißes Haar waren die einzigen Spuren von den früheren Strapazen; denn im Uebrigen war sein Geist noch jugendlich ungetrübt, und athmete jenen heitern Frohsinn, der den Franzosen auch im Alter nicht verläßt. In Betracht seines Alters war Guiton um diese Zeit außer activen Dienst; zwar war er General der vierzehnten Brigade der Chevaurlegers, aber er commandirte nur die Depots der Cavallerie und hob größtentheils Pferde für dieselbe aus. Ihm zur Seite stand sein Hausadjutant Fromont, ein Mann von etwa 30 Jahren, der durch Milde und einen liebenswürdigen Character

den aufsprudelnden Alten immer zu besänftigen und zum Besten zu lenken verstand.«

»Was nun mein Verhältniß zu meinem neuen Herrn betrifft, so war ich anfänglich genau das, was die Engländer einen Jockey nennen. Guiton hielt sich einen Koch, Mr. Beucher, der eigentlich Dragoner war, und später wieder zu den Pferden zurückkehrte, als ihn ein jüngerer ersetzte, ferner einen Kutscher Namens Christoph Paskal, aus Pillaau in Ostpreußen gebürtig, endlich einen Kammerdiener Jean und 3 bis 4 Stallbedienten. Für mich waren also keine eigentliche Geschäfte da, und wir führten Alle ein ziemlich unthätiges, träges Leben. Ich mußte indessen beständig um meinen Herrn seyn, und war der Einzige der kein Gehalt zog, sondern nur Taschengelder erhielt, von denen ich strenge Rechenschaft geben mußte. Bei Tafel mußte ich mit aufwarten, dem indolenten Kammerdiener, der mir gern seine Geschäfte auslud, helfen, Wäsche und Silber in Ordnung halten, und anfangs mit diesem am Wagen mit aufstehen, wenn ausgefahren wurde. Gar bald hörten jedoch diese Pflichten eines Dieners auf, denn mein gütiger

Herr gewann mich lieb, und fing an, mich auffallend zu begünstigen, weshalb sich der Meid der Dienerschaft erst allmählig legte. Guiton kleidete mich bürgerlich, schenkte mir aber einen kleinen krummen Säbel mit messingener Scheide und meine Eitelkeit war groß, damit auf der Straße einherrasseln zu können. Er lehrte mich selber mit großer Geduld das erste Französische; indessen, da ich keine andere Sprache mehr hörte, kam ich bald so weit, ihm aus Molière und besonders Voltaire vorlesen zu können, am öftersten aus seinem Lieblingsgedichte, der »Religion« von Racine. Für einen Soldaten und Franzosen der damaligen Zeit war Guiton wirklich religiös zu nennen; auf Reisen leitete er späterhin meine Aufmerksamkeit auf jede Naturschönheit hin, und welchen Eindruck diese Belehrungen eines grauen Mannes, den ich bald wie einen Vater liebte, auf mich Dörfling gemacht haben, kann ich jetzt erst recht nachempfinden.«

»In Auriich blieben wir nur den Winter, da mein Herr im Frühjahr 1812 nach Hannover beordert wurde. Nur einen Tag ertrug ich das Sitzen auf dem Boock neben dem Kammerdiener, dann nahm mich Guiton in den Wagen, dessen Hauptsitze er und Fromont einnahmen; und so habe ich die meisten Reisen mit ihm gemacht, oft merkwürdige Gespräche über Kriegserreignisse mit anhörend, die mir aber damals ziemlich gleichgültig waren. Hannover war und blieb auch späterhin der Mittelpunkt, zu dem wir von den umliegenden Städten und Flecken immer wieder zurückkehrten, wenn Guiton eine hinreichende Anzahl Pferde für die Remonte ausgewählt hatte. So cantonnirten wir wochenlang in Eilsen, Herford, Gimbeck, Minden u. s. f., Tage an wel-

che ich noch mit Freuden zurückdenke, weil ich immer neue Gegenden sah und überall meinen Alten auf seinen Spaziergängen begleiten mußte. O, daß ich nicht mehr Schulbildung besaß, wie lehrreich wären mir diese Streifereien geworden! In Minden hatte ich, zur großen Belustigung meines Generals, das erste Abenteuer. Ich vergaßte mich in die Kammerzose der Fräulein v. B., bei denen wir wohnten, war nicht in der Stube zu halten, sondern verfolgte unaufhörlich meine schöne Caroline, welche zum mindesten ein Decennium älter seyn mochte, als ich. Endlich bedeutete mir Guiton, daß er mich müsse einsperren lassen, wenn ich solche »bêtises« weiter treibe, und zum Glück mußten wir bald von Minden fort. Ich bat Caroline um eine kleine Haarlocke; denn zum Sprechen war ich bereits vorgeschritten, und sie schnitt sich einen fingerdicken Strick vom blonden Haupte, den ich jahrelang am Herzen trug; und erst in Hamburg verbrannte. Glücklicherweise, welchem frühzeitig ein solches Amulet gegen Anfechtungen zu Theil wird!«

»Guiton besaß eine strenge Sittlichkeit; er hatte eine geliebte Gattin in Paris und trug ihr Bildniß an seinem Herzen; auch zeigte er mir mehrmals das Bild seiner reizenden Tochter, und und an Beiden hing er zu sehr, um sich gegen sie zu verschulden.«

»Von Hannover ging nunmehr die Reise nach dem Süden, bis Stuttgart, wo wir fast einen Monat weilten und inzwischen einen Abstecher über Basel nach Bern machten. Von dieser ganzen Tour haben sich bei mir nur flüchtige Erinnerungen erhalten; denn die Eindrücke glitten dunkel wie in einer Laterna magica vorüber; nur müssen sie damals stark genug gewesen seyn, wenn ich nach den Gefühlen urtheilen darf, welche bei

einem späteren Besuche jener Gegenden selbst den leidenden Mann in die rosigte Jugendzeit zurückzaubern konnten. Auf unserer Rückreise brach mein alter Herr den Arm bei einem gefährlichen Sturze des Wagens der zwischen Stuttgart und Ludwigsburg ins Thal hinabgeschleudert wurde, einmal überschlug, und dann zum Glück im Gestrüppe hängen blieb, wodurch wir das Leben retteten. Unser Ziel war abermals Hannover, von wo aus wir jedoch in einigen Tagen nach Berlin aufbrachen.

»Dies war für mich die interessanteste Reise, denn sie war ganz militairisch, indem täglich nur etwa 3 Meilen zurückgelegt wurden, ein Regiment Chevaux-legers uns begleitete, und wir mit klingendem Spiele in Städte und Dörfer einzogen, was mir eine kindische Freude gewährte. Guiton übernachtete nicht, wie sonst, in Gasthöfen, sondern meist auf Landgütern mittelst Einquartierungsbillets: Anzeichen, daß wir gewissermaßen feindliches Land durchzogen, wie es auch in dem veränderten Betragen Guitons sichtbar war. Auf den meisten Gütern war die Herrschaft abwesend, und es wurde dann auf militairische Weise von Allem Besitz genommen, was das Bedürfnis erheischte; indessen muß ich zur Ehre des Generals hinzufügen, daß er nie eine willkürliche Zerstörung oder Plünderung erlaubte, sondern selbst in einigen Fällen, wo Schränke und Keller nach Lebensmitteln und Geschirr erbrochen wurden, diese beim Abzuge mit seinem Siegel versah, um künftige Willkühr zu verhüten. Wurden keine Betten vorgefunden, so nahm der Alte willig mit einer Streu fürlieb, und so habe denn auch ich mehrere Nächte geschlafen, mit dem Kopfe an die Brust eines Dragonerpferdes gelehnt, welche in diesem Falle die geduldigsten Thiere sind. So gelangten wir

im Spätherbste 1812 nach Berlin, anscheinend befreundet mit den Einwohnern, aber doch, wie es selbst mir nicht entging, nur mit stillverhaltenem Grimme geduldet. Wir wohnten anfangs in der »Sonne« unter den Linden, dann bei dem Baron Tzenpliz in der Friedrichsstraße, und endlich am Dönhofsplaze bei dem Bankier Schickler, ob als Einquartierung kann ich nicht verbürgen. Um mich bekümmerte sich Guiton jetzt weit weniger, als sonst, denn Truppenmusterungen und Gastereien in und außer dem Hause nahmen seine Zeit in Anspruch, und auch daheim war er mürrischer, als ich ihn bis jetzt gesehen hatte.

»In Berlin erhielt ich auch von meinem Herrn die erste körperliche Züchtigung, welche nachher öfter wiederholt wurde, weil — ich selber an Unarten zunahm. Ich machte aus Langeweile allerlei unnütze Streiche: so warf ich mich einmal während seiner Abwesenheit in seine Staatskleider, zog den goldnen schweren Rock an, worin drei wie ich hätten gesteckt werden mögen, heftete daran das Kreuz der Ehrenlegion, umgürtete mich mit dem Degen und stülpte gerade vor dem Spiegel den betreffenden Federhut auf, als Guiton hinter mir stand. Er lachte wie ein Kobold und machte bloß mich bei der Tafel zum Gespötte. Ein anderes Mal überraschte er mich, als ich Schicklers große Flötenuhr, welche zu berühren mir aufs ernstlichste untersagt war, spielen ließ, und ich mußte nun unter dem Tacte der Reitpeitsche nach der Melodie: »Dort vergiß leises Fehn, süßes Wimmern« einige Male im Zimmer herumtanzen. Im Uebrigen nahm seine natürliche Güte gegen mich eher zu als ab. Seit länger als einem Jahre war ich aller unfreiwilligen Dienste enthoben, kam mit dem Gesinde wenig mehr



in Berührung und wurde förmlich als Sohn des Alten behandelt; er kleidete mich höchst anständig und gab mir mehr Taschengeld, für welches ich jedoch nur nützliche Gegenstände kaufen und meine Toilette besorgen durfte. Eine Uhr, die der General mir eigenhändig kaufte, besitze ich noch als Andenken an meinen unvergeßlichen Wohlthäter.«

»Napoleon sah ich nur einmal mit seinem grünen Rocke und abgeschabten Hute unter den glänzenden Marschällen und Generalen unter den Linden und der Eindruck ist mir unauslöschlich geblieben *). Zu Anfange des Jahrs 1813 kamen die Trümmer der großen Armee aus Rußland zurück, und wer diesen Jammer mit eignen Augen gesehen, weiß, daß ihn keine Feder beschreibt, daher ich mich jeder Schilderung enthalte. Kosacken folgten bald, und Guiton hielt es für gerathen, ungesäumt mit Fromont in einem leichten Wagen nach Magdeburg zu fliehen, indem er die Weisung gab, daß ich mit dem Reisewagen schleunigst nachkommen solle; die specielle Aufsicht über unser Gepäck war einem holländischen Officier anvertraut. Dieser zauderte in Berlin, so lange er konnte, und zuletzt gab mir der treulose Mensch nicht undeutlich seine Absicht zu erkennen; er besann sich jedoch, und ich habe ihn nie verathen mögen. Unsere Reise bis Magdeburg ging sehr tumultuarisch; die Pferde wurden durch vorausreitende Couriere requirirt, die Knechte durch Gendarmen mit der Säbelklinge zum Galopp gezwungen, und dies that wirklich Noth, da uns die Kosacken ei-

nige Mal auf den Fersen waren. Allmählig ging es jedoch langsamer, wobei uns ein heftiges Schneegestöber zu Hülfe kam; wir übernachteten sogar in Ziesar, und zwar der Sicherheit wegen in einem alten Kloster, wo an Bequemlichkeit und Wärme nicht zu denken war; daher ich seit dieser Nacht eine giftige Lähmung im linken Knie davon trug und mehrere Wochen an der Krücke gehen wußte, bis ich endlich durch den Regimentsarzt Caning wieder hergestellt wurde.«

»Nach einigen Monaten wurde Guiton noch einmal nach Hannover beordert und ließ mich diesmal mit einer leichten Kalesche und unsern eignen Pferden gemächlich nachkommen, wobei sich das Unglück ereignete, daß die Pferde durch des Kutschers Nachlässigkeit in Helmstädt scheu wurden, und eine arme Frau zu Tode schleiften; ich saß im Wagen und war mit einigen Quetschungen davon gekommen. Gegen den Herbst 1813 begab sich der General eiligst nach Hamburg und ließ mich abermals nebst einem jovialen Officier mit dem großen Reisewagen nachkommen. Wir reiseten sehr langsam, und gelangten endlich nach manchen kleinen Abenteuern und Schwänken nach jener Stadt hin, wo sich mein Schicksal so merkwürdigerweise verändern sollte. Der Character meines Alten veränderte sich jetzt auffallend: er ward mürrisch und unzufrieden, so wie ganz besonders hart gegen Alles, was deutsch hieß, wie ich es öfter und mehr noch der Kutscher Christoph fühlen mußte. Die Hauptursache mußte wohl in der unglücklichen Wen-

*) Hier spielt unserm Dohlen seine Phantasie wieder einen bösen Streich; denn kam er, wie erzählt, im Spätherbst 1812 nach Berlin, so kann er Napoleon dert nicht gesehen haben, da dieser mit seinem Heere schon am 24. Juni 1812 über den Niemen ging, und nachher Berlin nie wieder gesehen hat. Ann. d. Herausg.

dung der Kriegsverhältnisse gesucht werden, indessen will ich nicht verhehlen, daß auch mein Betragen recht geeignet war, das Uebel ärger zu machen. Ich vergaß alle früheren Wohlthaten, ward widerspenstig und störrig, und, was den alten Mann besonders kränken mußte, er hatte eine Wiper an seinen Busen erzogen, denn ich beschimpfte seine Nation, wie er es nannte. Ich war wie ein verzo- genes Kind, vergaß aber, daß ich kein Kind mehr war, und gegen meinen Wohlthäter, meinen zweiten Vater eiferte. So kam es denn zuweilen aufs Aeußerste, und immer machte Fromont den Versöhner, immer verstand er es meisterhaft, die alte Liebe wieder zu erwärmen.«

»Ja, diesem Manne bin ich sogar mein Leben schuldig. Ich mußte nemlich während der Belagerung alle Morgen dem Adjutan- ten, der nicht in unserm Hause wohnte, die Parole zutragen, und da plagte mich einmal eine unwiderstehliche Neugierde, das Billet zu eröffnen, und die Namen zu lesen. Fro- mont merkte es dem Briefe leicht an, sah mir scharf ins Gesicht und hätte nun bei Verlust seines eignen Lebens mich unverzüg- lich einem Kriegsgerichte überliefern müssen. Guiton selber hätte es gethan, und wäre ich wirklich sein Sohn gewesen; aber der wei- che Mann ging in der Stube auf und ab, kam dann auf mich zu, gab mir einen Kuß, und erzählte mir erst nach einigen Tagen, wie er mit sich gekämpft habe.«

»Von den schrecklichen Tagen der Bela- gerung will ich schweigen, indessen will mich dünken, daß sie lange nicht so fürchterlich gewesen, als der freie Hamburger sie darzu- stellen versucht hat, und ich habe späterhin öfter das Bekenntniß gehört, wie man liebe

feindliche Franzosen auf ein halbes Jahr in der Stadt haben wolle, als auf einige Tage befreundete Kosacken. Daß alle Landhäuser ringsum geräumt, und, als man es nach lan- gen Aufforderungen nicht that, angezündet werden mußten, war eine traurige Nothwen- digkeit; eben so die Verproviantirung, und wenn endlich die Nermeren deshalb aus der Stadt gewiesen wurden, so war es freilich ein bedauernswerther Anblick, wenn ein Va- ter seine Kleinen zu harter Winterzeit auf einem Karren hinausshob, allein das militä- rische Gesetz sagte, es sey nicht abzuwenden. Damit will ich jedoch die verabscheuungswür- dige Willkühr Davoust's nicht vertheidigen, sondern spreche nur von den nothwendigen Uebeln, welche die Belagerung mit sich brachte, und in die sich ebenfalls die Franzosen füg- ten, so wie denn Guiton selber sich fast den ganzen Winter hindurch mit den dürftig- sten Nahrungsmitteln begnügte. Alle ver- lebten jenen Winter unter Furcht und Sor- gen, denn man sah voraus, daß sich Ham- burg nicht lange werde halten können. Die Straßen waren still und leer, denn es durften nicht drei Menschen zusammenstehen, und geschah ein Kanonenschuß von Rußen, so mußte sich Jeder in das erste beste Haus flüchten, wenn die Streifwachen nicht auf ihn Feuer geben sollten. Dabei wurde die Noth an Lebensmitteln immer größer: ein Ey wurde kaum um 5 bis 6 Groschen erstanden, Milch war gar nicht zu haben, und wurde zuwei- len durch Mandelmilch ersetzt; frisches Fleisch war das Allerseltenste, und ein Stück Pfer- defleisch, welches unsere Dragoner dann und wann von den Wällen mitbrachten, eine wahre Delicatesse, wofür ebenfalls der schwarze Kä- ter galt, den uns einmal der Koch als Ha- senbraten zubereitet hatte.«

»Dieß Alles hätte noch gehen mögen, wenn nur der General seine alte Freundlichkeit gezeigt hätte; allein so war die Folge, daß ich immer weniger um ihn zu seyn suchte, und ihm dadurch nur um so gleichgültiger wurde. Vieles hätte ich noch wieder gut machen können, durch Fügsamkeit und willigen Gehorsam, allein ich setzte seinen üblen Launen Troß entgegen, und begreife noch nicht, daß der Mann mich nicht erschießen ließ, für die aufrührerischen Reden, die ich

ihm ins Gesicht sagte. Fromont mag ein Unglück geahnet haben, denn er sagte mir eines Tages: »Höre, Pierre! der General wird immer mürrischer, und du wirst immer unbiegsamer. Ich habe mit dem Contre-Admiral l'Hermitte gesprochen, der dich in seine Dienste nehmen will; es ist besser du gehst!« Die letzten Worte betonte er mit einem Accente, zwischen Befehl und Behmuth schwankend; sie klingen mir noch in den Ohren.

(Fortsetzung folgt).

Ueber das Vaterland der Kartoffeln.

(Beschluß.)

Allein von Humboldt, indem er in seinem »Versuche über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien« wie schon gesagt ist, annimmt, daß unsere Kartoffel von der in Chile wildwachsenden Pflanze herstamme, welche Molina unter dem Namen »Ragla« beschrieben hat, führt zugleich seine Meinung aus, daß dieses Knollengewächs von den Urbewohnern des dortigen Himmelsstrichs über Peru, Quito, Neu-Granada und die ganze Kette der Cordilleren vom 40 bis 50 Grad südlicher Breite verpflanzt worden und bei der Ankunft der Spanier in Mexico nicht bekannt gewesen zu seyn scheine. Da nun ziemlich allgemein angenommen werde, daß die ersten Colonisten, welche Walther Raleigh im J. 1584 nach Virginien schickte, die Kartoffeln dort bereits angetroffen, so müsse diese schon vor der Einwanderung der nördlichen Nomadenstämme in Mexico ihren Weg nach Virginien gefunden haben, wo sie durch

die Pflege der Indianer erhalten worden, während sie durch die Verwüstung barbarischer Horden auf mexicanischem Boden wieder verloren ging. Dieß werde um so wahrscheinlicher, als das Solanum und die verschiedenen Getreidearten gänzlich verschwinden, wenn sie anfangen, wild zu werden, statt, wie einige andere Gewächse sich zu vervielfältigen.

War also schon früh die Kartoffel in Neuspanien ein Gegenstand der Cultur, so ist es erklärlich, daß der Sklavenhändler John Hawkins schon im J. 1565 von den Einwohnern in Santa Fé die »Patato's,« von welchen er in seinen Reisenachrichten eine ausführliche Beschreibung giebt (S. Krünig Encyclopädie B. 35. S. 234.) als Schiffsproviand erhalten konnte. Er soll sie auch in demselben Jahre nach Irland gebracht haben, allein sie wurden damals nicht weiter bekannt. Auch Walther Raleigh brachte sie 1584 nach Irland und ließ sie

auf seinem Landgute Jonghall pflanzen, aber erst zwei Jahre später, als Franz Drake sie gleichfalls aus Nordamerika nach England brachte, wurden sie weiter in Europa bekannt.

Europa hat sie also unmittelbar aus keinem der Länder erhalten, wo sie wild gefunden werden sollen, und sie waren schon durch Cultur an ein gemäßigteres Klima gewöhnt, als sie in Europa sehr langsam sich verbreiteten, denn die, welche Hawkins aus Neuspanien brachte, haben, wie gesagt, sich nicht weiter bekannt gemacht, und daß sie durch Spanier im J. 1588 nach Italien gekommen, ist nicht erweislich, vielmehr ist eher nachzuweisen, daß sie nach allen Ländern Europa's zuerst aus England gekommen, wo die von Drake im J. 1586

eingeführten Knollen als Seltenheit in Blumengärten ausgepflanzt und die davon gezogenen neuen Knollen noch eben so kostbar gehalten wurden. So konnte schon 1588 der Botaniker Clusius in Wien, wie er in seiner »Beschreibung seltener Pflanzen« im J. 1601 berichtete, zwei Knollen von einem Freunde erhalten, der sie im Jahre vorher aus dem Garten des päpstlichen Nuntius in den Niederlanden bekommen hatte.

Wie die Kartoffel allmählich zu einem allgemeinen Nahrungsmittel wurde, wann sie als solches in die verschiedenen Länder Eingang fand, das zu untersuchen ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes und dazu würden doch diese Blätter den Raum nicht gewähren, wenn wir auch dazu die Kenntnisse besäßen, wie es nicht der Fall ist.

Die Todtenfeier in Stollhamm.

Durch das Ableben unsers theuren Lehrers und Predigers, des Herrn Pastor Lürssen, wurden gewiß die meisten Bewohner unsers Kirchspiels zur Trauer gestimmt.

So sehr geliebt und geachtet er war von seinen Obern und seinen Herren Amtsbrüdern, so nicht weniger genoß er die Liebe und Achtung seiner unter ihm stehenden Lehrer und seiner ganzen Gemeinde, da er uns ja war, was er seyn sollte.

Die herzliche Theilnahme unsers Kirchspiels zeigte sich besonders am Begräbnistage und am Sonntage der Gedächtnißfeier unsers verewigten Seelsorgers.

Da Einsender bei beiden zugegen war, so theilt er davon das Vorzüglichste seinen Mitlesern mit.

Der 2. d. M. war zum Tage des Begräbnisses bestimmt. Eine große Trauer-Versammlung hatte sich eingefunden. Außer den Verwandten des Verstorbenen waren auch die Herren Prediger Heddewig, Zielke, Ricklefs, Gramberg, Syndikum und Schloifer, so wie der Herr Amtmann Hofmeister gekommen.

Die Mitglieder der Schullehrer-Conferenz des Amts Burhave, wozu auch die Lehrer unsers Kirchspiels gehören, hatten sich ausgebenen, diese sowohl, als auch die Gedächtnißfeier durch einen vierstimmigen Gesang zu erhöhen.

Nachdem nun von denselben N^o 380., I—3 unsers Gesangbuches waren gesungen wor-



den, hielt Herr Pastor Gramberg eine kräftige Standrede über die Worte:

»Selig sind die Todten etc.«

Zum Schlusse wurden die beiden letzten Verse des genannten Gesanges gesungen.

Darauf wurde die theure Leiche von den Juraten und Ausschussmännern, unter Anziehung der Betglocke, zur Gruft getragen.

Die beiden Herren Prediger Gramberg und Zielke, so wie sämtliche Herren Schullehrer gingen derselben voran, ein langer Trauerzug folgte, dem sich, auf dem Kirchhofe angekommen, noch eine große Menge nicht geladener Einwohner unsers Kirchspiels angeschlossen, um ihrem geliebten Lehrer das letzte Geleit zu geben.

Ringsum herrschte tiefe Stille und selbst die Natur schien diese Feier durch einen wolkenlosen Himmel, so wie durch einen Abend von Mond und Sternen erhellt, zu begünstigen.

Ein gemauertes Grab nahm die irdischen Ueberreste auf, und nun folgte zum Schlusse Klopstocks Auferstehungs-Gesang (N^o 383. unsers Gesangbuches), ebenfalls von den Herren Schullehrern vierstimmig vorgetragen. Dieser sowohl, als auch der am Sarge so trefflich vorgetragene Gesang, hat gewiß alle Anwesenden zu heiliger Andacht und tiefer Wehmuth gestimmt.

Eine ungewöhnliche Menge von Andächtigen aus der Nähe und Ferne füllte am zweiten Sonntage darauf unser Gotteshaus, weil es sich ausgesprochen hatte, daß an diesem

Tage die Gedächtnispredigt gehalten werden sollte, die der Herr Pastor Zielke übernommen hatte.

Nach hier war es nicht weniger feierlich und zur rührenden Andacht gestimmt.

Mit dem vierstimmigen Gesange N^o 377, 1—3 nahm der Gottesdienst seinen Anfang.

Nachdem nun Herr Pastor Zielke ein wohlgewähltes Altar-Gebet gesprochen hatte, und darauf von der Gemeinde unter sanfter Begleitung der Orgel der Hauptgesang N^o 396. war gesungen worden, sprach er über die Textsworte: »Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen;« und beantwortete uns die Frage: »Wie ehrt eine christliche Gemeinde das Andenken ihres geliebten verstorbenen Lehrers?«

Die Antwort war eine dreifache:

- 1) wenn sie seinen Werth erkennt;
- 2) wenn sie seinen Lehren folgt;
- 3) wenn sie die Erinnerung an ihn fort-dauern läßt.

Nach der Rede sang die Gemeinde N^o 395, 7; worauf der Segen gesprochen wurde. Der Beschluß dieser Feier machte das vierstimmig gesungene Gedicht:

»Wie sie so sanft ruhn etc.«

Gerührten Herzens verließen wir das Gotteshaus; denn eine, so wie diese ausgearbeitete, und mit herzlicher Theilnahme vorgetragene Rede, und ein so herrlich ausgeführter Gesang, konnten ihres Zweckes wohl nicht verfehlen.

Stollhamm, im Septbr.

X.